Zeitschrift: Filmbulletin : Zeitschrift für Film und Kino
Herausgeber: Stiftung Filmbulletin
Band: 61 (2019)
Heft: 380

Artikel: Nie wieder "im Grunde" : Überlegungen zum klug reduzierten Schreiben
Autor: Foerster, Lukas
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-863140

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nie wieder «im Grunde»

Lukas Foerster

Überlegungen zum klug reduzierten Schreiben

«Der Aufgabe, pauschal zu kürzen, ist die ebenfalls pauschale Unterstellung implizit, dass das Schreiben über Film Redundanzen produziert, immer.» So Stefanie Diekmann in ihrem Beitrag in diesem Heft und so auch meine Erfahrung im Umgang mit Texten, mit eigenen wie mit fremden. Wobei gleich einschränkend hinzugesagt sei: Feste, universelle und vor allem selbsterklärende Regeln gibt es keine fürs Schreiben, ob über Film oder irgendetwas anderes. Geschriebene Sprache ist, wie jedes kulturelle Artefakt, erst einmal kontingent. Was Sprachkritik allerdings gerade nicht überflüssig macht, sondern lediglich unter einen dauerhaften, nicht stillstellbaren Rechtfertigungsdruck stellt.

In diesem Sinne sei die folgende Regel zu verstehen, nach der ich mich nicht immer, aber häufig richte: «‹Im Grunde› ist im Grunde immer überflüssig. ‹Eigentlich› eigentlich auch. Und ‹auch› auch.» Die Regel liest sich angemessen schief, auch (!) deshalb, weil sie nicht nur sich selbst, sondern noch eine weitere Regel fürs geschickt reduzierte Schreiben bricht. Dazu unten mehr.

Jedenfalls zählen zu den Wörtern, die ich in vielen Texten als überflüssig bis störend empfinde, neben den ebenfalls von Stefanie Diekmann erwähnten filmdiskursiven Floskeln («starke Frauenfiguren») auch zahlreiche Füllwörter und andere Formen der vergleichsweise unauffälligen sprachlichen Redundanz. Beginnen wir mit zwei einfachen und einigermassen filmkritikspezifischen Fällen: Das deiktische «hier», das auf den besprochenen Film verweist, ist fast immer überflüssig – welcher, wenn nicht dieser Film sollte sonst gemeint sein? Überhaupt gilt: Der Film ist der Film ist der Film. Sich wiederholende Hinweise darauf, dass es sich bei einem Film um einen Film und zwar um diesen Film handelt, sind ebenfalls höchstens dann sinnvoll, wenn zwischendurch von etwas völlig anderem die Rede war.

Etwas schwieriger wird die Sache bei den Wörtern aus dem Eingangsbeispiel. Die Ausdrücke «im Grunde» oder «eigentlich» werden meist dazu verwendet, das Gesagte zu relativieren. Das Problem dabei ist nicht die Relativierung an sich, sondern, dass die Formeln «im Grunde» und «eigentlich» eine Relativierung zumeist nur behaupten und dass die Gründe für die Relativierung im entsprechenden Satz nicht mitkommuniziert werden (streng genommen wird die Relativierung von den Formeln nicht einmal behauptet, sondern bloss ersetzt). Falls dies doch geschieht, falls also erläutert wird, inwiefern eine Aussage nur eingeschränkt Geltung hat, ist wiederum das «im Grunde» beziehungsweise «eigentlich» unnötig.

Ein Einwand: Es gibt die Wörter «eigentlich» und «im Grunde» nun einmal, noch dazu haben sie einen klar bestimmbaren Sinn, warum soll es dann nicht möglich sein, sie einzusetzen? Ich bin der Ansicht, dass es sich bei «eigentlich» und vor allem bei «im Grunde» um Ausdrücke handelt, die ihren manifesten Sinn unterlaufen und stattdessen nur noch dazu dienen, Sprache mit Redundanz anzureichern. Woraus folgt, dass sie in Texten nur dann auftauchen sollten, wenn explizit Redundanz thematisiert wird.

Ein zweiter Einwand, mit dem ersten verwandt und deshalb gleich hinterhergeschoben: Sprache ist nicht nur Gedankenmodulation, sondern auch Medium von Innerlichkeit. Haben Formulierungen wie «eigentlich» oder «im Grunde» nicht möglicherweise da einen Sinn, wo sie die Unsicherheit eines schreibenden Subjekts kommunizieren? In vielen eher literarischen Zusammenhängen ist das der Fall, und sicherlich nicht nur in so klar umgrenzten Bereichen wie der wörtlichen Rede oder dem inneren Monolog. Der zum Beispiel auf facebook weit verbreitete, breitbeinig überselbstsichere Sprachpositivismus ist mir unsympathisch. Ich glaube jedoch, dass es in den meisten Fällen andere, gleichzeitig elegantere und ehrlichere Möglichkeiten gibt, einen Text mit einem Bewusstsein für die eigene Fehlbarkeit anzureichern. Im Zweifelsfall würde ich fast immer dafür plädieren, Unsicherheiten nicht in bloss rhetorischen Wendungen stillzustellen, sondern ihnen in der gebotenen Ausführlichkeit, und sei es über mehrere Sätze hinweg, nachzuspüren.

Sicherlich verrennt man sich, das ist mir schon klar, nur allzu leicht in Widersprüchen, wenn man sich auf solche Überlegungen einlässt: Könnte man, um noch einmal zum Ausgangsbeispiel zurückzukehren, «sicherlich», ein Wort, mit dem ich viel weniger Probleme habe, nicht ähnlich beschreiben wie «eigentlich»? Warum stört mich «im Grunde», aber kaum einmal das auf den ersten Blick eng verwandte «im Kern»? Es gilt, angesichts solcher Schwierigkeiten nicht zu kapitulieren, sondern zusätzliche Unterscheidungen zu treffen. Das Modalpartikel «sicherlich» kommuniziert, anders als das falsch selbstgenügsame, identitätsseelige Modalpartikel «eigentlich», einen konkreten Zweifel und gleichzeitig die Aufforderung, denselben zu widerlegen. «Im Kern» wiederum impliziert da einen analytischen Zusammenhang von Ursache und Wirkung, von Teil und Ganzem, wo «im Grunde» sich im metaphysischen Wabern verliert.

Noch einmal ein anderer Fall ist «auch», ein Wort, das sich nicht ganz vermeiden lässt und das mich nur in bestimmten Verwendungszusammenhängen, vielleicht sogar nur bei jeder dritten oder vierten Verwendung stört: dann, wenn es einen kausalen Zusammenhang zwischen zwei Sätzen oder Satzteilen impliziert, der entweder so selbstverständlich ist, dass es das «auch» nicht braucht, oder ganz und gar nicht selbstverständlich ist und deshalb mehr Explikation bedarf, als ein «auch» leisten kann. In solchen Fällen wird das «auch» zu einem sozusagen übereifrigen Wort, zu einem jener rein rhetorischen Schmiermittel der Sprache, die mir nicht zuletzt in meinen eigenen Texten beim Wiederlesen immer wieder unangenehm auffallen. Ein anderes, besonders hartnäckiges ist das «und» am Satzanfang: die plumpste Art, zwei Aussagen in eine lediglich behauptete Verbindung zueinander zu setzen, aber leider eine fast allgegenwärtige. Es scheint, auch in meinem eigenen dem Schreiben vorhergehenden Denken, einen Drift hin zu speziell dieser sprachlichen Unart zu geben. In diesem Fall lohnt es sich tatsächlich fast immer, ihm zu widerstehen.

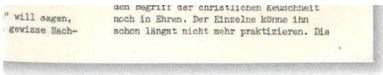
Ein dritter Einwand: Rede ich, wenn ich Reduktion und Verzicht auf rein rhetorische Wendungen predige, nicht automatisch dem Diktat des «einfachen», rein funktionalen Schreibens das Wort? Verkenne ich den Eigenwert von Sprache? Ist es nicht möglich, das sprachliche Ornament um seiner selbst willen zu schätzen? Sicherlich ist es das. Pauschale Attacken wider «gespreizte» oder «prätentiöse» Sprache sind mir zuwider, meine eigene Vorliebe für Schachtelsätze und, fast noch mehr, für die von vielen wenig geschätzten Satzzeichen Doppelpunkt, Strichpunkt und Gedankenstrich lasse ich mir nicht nehmen; zumindest nicht ohne gute Gründe.

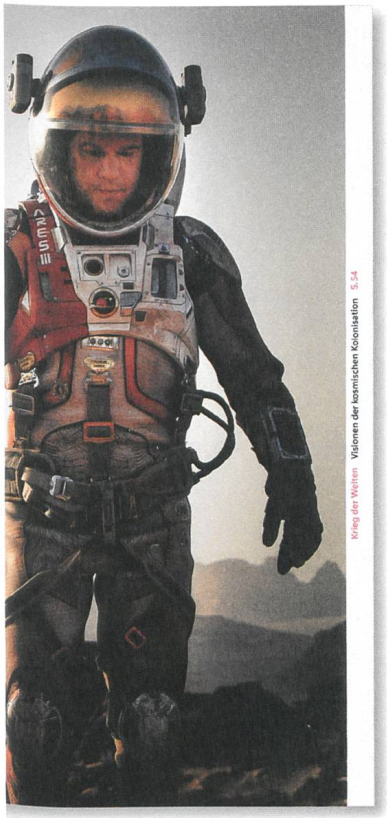
Ich würde sogar noch weitergehen: Der ornamentale, barocke Aspekt von Sprache, das, was an ihr über Informationsvermittlung hinausweist (wobei: in gewisser Weise weist alles an ihr immer schon über Informationsvermittlung hinaus), ist gerade das, was mich am Schreiben reizt. Konkreter interessiert mich mein eigener Text nur dann, siehe hierzu auch Christoph Hochhäuslers Beitrag in diesem Heft («Der Text produziert seine eigene Logik, die auf mich zurückblickt»), wenn er etwas weiss, was der Gedanke, der sein Ausgangspunkt war, noch nicht wusste, wenn der Text selbst anfängt zu denken. Kluge Reduktion von Sprache leistet, hoffe ich zumindest, genau das: Sie hilft dem Denken des Texts auf die Sprünge, weil sie ihn von schwerfälligen, unbeweglichen Formulierungen befreit, die Denken nur simulieren.

Zur schreibpraktischen Beweglichkeit gehört freilich auch, dies als letzte, paradoxe Wendung, sich irgendwann von Sprachreflexion zu befreien und einfach loszuschreiben. Jedes Wort beim Schreiben im Kopf zehnmal hin und her zu wenden, ist vermutlich in den seltensten Fällen zielführend. Autor_innen müssen sich nicht für jedes einzelne Wort, das sie geschrieben haben, rechtfertigen können. Allerdings sollten sie, das wäre mein Ideal, bereit sein, jedes einzelne Wort hinterher, nach dem Schreiben, wieder infrage zu stellen und über ein «eigentlich» mit derselben Intensität nachzudenken wie, zum Beispiel, über die «starken Frauenfiguren» im Marvel Cinematic Universe oder über die Frage, ob Film im Kern ein realistisches oder ein illusionistisches Medium ist.

Lukas Foerster

→ Bildstrecke S. 4–23: Filmbulletin-Cover 1959–2019

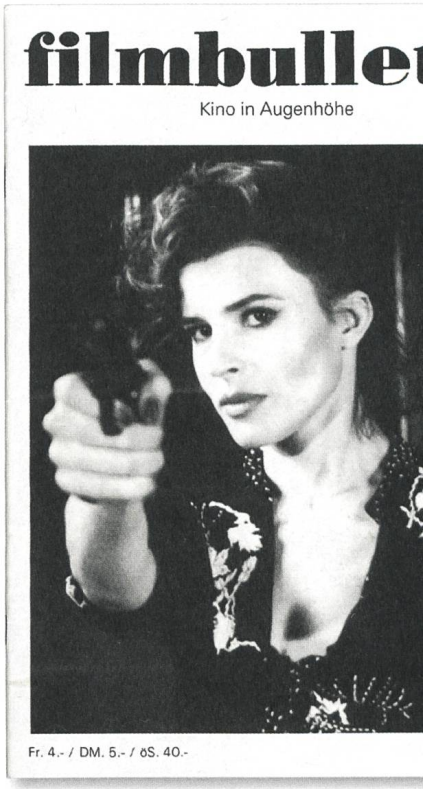

will sagen,
gewisse Nach-
den Begriff der christlichen Keuschheit
noch in Ehren. Der Einzelne könne ihn
schon längst nicht mehr praktizieren. Die

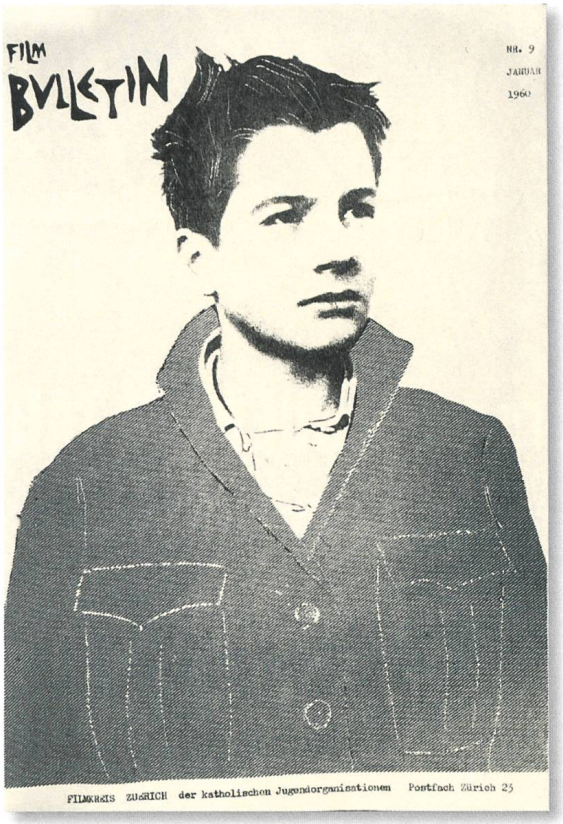

Krieg der Welten
Visionen der kosmischen Kolonisation
S. 54

film bulletin

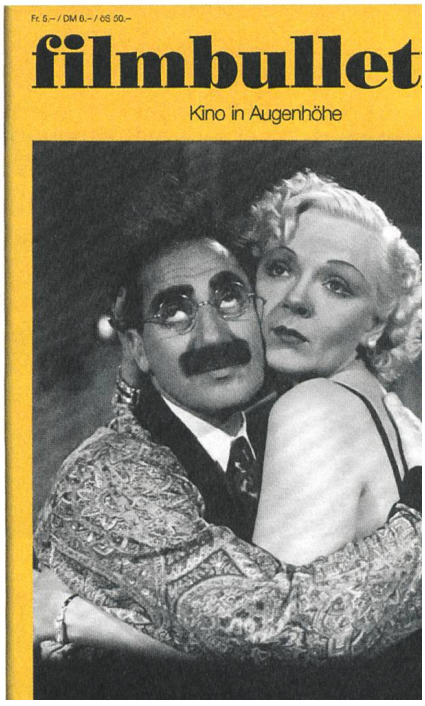
DER FILMPRODUZENT

film bulletin
Zeitschrift für Film und Kino
Nr. 6 2015
filmbulletin.ch
Whiteout Eine Theorie des Schneewesterns →S. 6


filmbulle
Kino in Augenhöhe
Fr. 4.- / DM. 5.- / öS. 40.-


FILM
BULLETIN
NR. 9
JANUAR
1960
FILMKREIS ZÜRICH der katholischen Jugendorganisationen Postfach Zürich 25

Film
bulletin
1980
30–1950
lywood Stars
lba / 15. Aug.–5. Okt. 80
, 5, 7, 9 Uhr, Fr./Sa. auch 23 Uhr


Fr. 5.– / DM 6.– / öS 50.–
filmbullet
Kino in Augenhöhe

LEONARDO DiCAPRIO BRAD PITT

ONCE UPON A TIME IN... HOLLYWOOD

«Tarantinos persönlichster und liebevollster Film seit Langem.»
SonntagsZeitung

«Der Film liefert einen erstklassigen Beweis für Tarantinos Begabung.»
NZZ

DER 9. FILM VON QUENTIN TARANTINO

LEONARDO DiCAPRIO • BRAD PITT
MARGOT ROBBIE
IN
"ONCE UPON A TIME...IN HOLLYWOOD"
CO-STARRING
EMILE HIRSCH • MARGARET QUALLEY • TIMOTHY OLYPHANT • AUSTIN BUTLER • DAKOTA FANNING • BRUCE DERN and AL PACINO
COLUMBIA PICTURES Presents • In Association with BONA FILM GROUP CO., LTD. • A HEYDAY FILMS Production • A Film by QUENTIN TARANTINO
Casting by VICTORIA THOMAS, CSA • Costume Designer ARIANNE PHILLIPS • Film Editor FRED RASKIN, ACE • Production Designer BARBARA LING
Director of Photography ROBERT RICHARDSON, ASC • Executive Producers GEORGIA KACANDES • YU DONG • JEFFREY CHAN
Produced by DAVID HEYMAN • SHANNON McINTOSH • QUENTIN TARANTINO • Written and Directed by QUENTIN TARANTINO

SONY

AB 15.8. IM KINO RIFFRAFF BOURBAKI

riffraff.ch
kinoluzern.ch